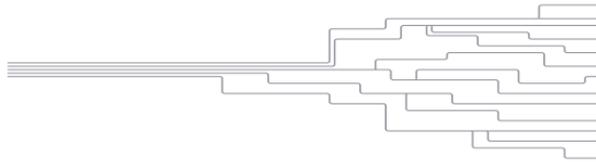


Unverkäufliche Leseprobe aus:

Dietmar Dath
Venus siegt

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main



I.

Jugend und Lehrzeit

Am Ende hasste ich meinen Vater bis aufs Blut.

Wir teilten dieses Blut, seit es mich gab.

Wir teilten es, solange er lebte.

Erst jetzt frage ich mich, ob er den durch meine Gefäße pulsenden Hass gespürt hat. Wurden ihm seine letzten Lebensjahre davon schwerer? Wenn es so gewesen sein sollte, dann war das Gerechtigkeit. Ich kann ihn danach nicht fragen. Er ist zu weit weg in Zeit und Raum. Der Ort, an dem dieser Mann, den ich vergessen würde, wenn ich könnte, begraben liegt, bewegt sich, wie der Ort, an dem ich jetzt lebe, ruhelos durchs All. Näher als achtunddreißig Millionen Kilometer sind die beiden Orte einander nie. Haben sie diese Nähe erreicht, so entfernen sie sich wieder voneinander.

In seinen letzten Lebensjahren dachte ich kaum mehr an ihn, und wenn, dann mit Verachtung, zu der die alte Bitterkeit schließlich ausgenüchert war.

Ich habe seine ständigen Zitate aus der Literatur der Vergangenheit genauso gehasst wie seinen Eifer für eine Zukunft, an die ich schließlich kaum noch glauben konnte.

Nur noch abgedroschen fand ich am Ende, kurz vor dem Beginn meines Exils, seine wiederholte Mahnung: »Die Wahrheit, Junge, ist in den alten Büchern und in der neuen Forschung.«

Einmal verriet ich ihm, was ich davon hielt: »Was will ich mit deiner Wahrheit? Mich interessiert die Wirklichkeit, alter Mann.«

Er wusste eine Antwort, weil er immer eine wusste: »Die Wirklichkeit ist, was wir mit der Wahrheit machen. Mehr braucht niemand.«

So sprach Arthur Helander mit mir, weil er so mit allen sprach, mit der ganzen Welt, die wir bewohnten: Venus. Auf der Erde, wo ich heute lebe, weiß man nicht viel darüber. Man ahnt nicht einmal, wer wir waren und warum wir taten, was wir taten.

Man sagt hier, wenn man Witze reißt, wir hätten damals zwei Fehler gemacht: unseren Robotern nichts befohlen und unseren Künstlichen Intelligenzen nicht gehorcht.

Ich will widersprechen. Ich will sagen, was Maren Laukkanen sagte, die unseren Staat begründet hat: Was ihr Roboter nennt und was ihr Künstliche Intelligenzen nennt, sind zwei Extreme, zwischen denen niemand anders vermitteln kann als die Menschen.

Denn, so sagte Laukkanen: »Menschen können die Idee eines neuen Körpers sein wie die Verkörperung einer neuen Idee.«

Aber aus Laukkanens Idee wurde ein Albtraum namens Leona Christensen, die Mörderin.

Arthur Helander war ihre mal rechte, mal linke Hand, Gehilfe der Mörderin und damit selbst Mörder. Er vergaß alles in ihren Diensten, mich, meinen Bruder, meine Mutter.

Ich habe ihn einmal gefragt: Wie sollen die Leute eine Welt bewohnen, in der beschlossen wurde, was deine Herrin befohlen hat?

Er sah mich an und schwieg. Sein Gesicht ist bekannt, die Geschichte hat sein Bild bewahrt: etwas rundlich, unauffällig, klassischer Haarschnitt, enganliegende Frisur, rechts seitlich gescheitelt, nicht tief über die Stirn ge-

kämmt, voll genug – seine Haare wurden nie dünn, ich habe diesen kräftigen Wuchs geerbt –, die Brauen fein, man hat sie weiblich dünn genannt. Der Schnurrbart über den Mundwinkeln war schmal, unter der Nase etwas dichter, kaum ein Schmuck für den strengen, aber nicht verkniffenen Mund, der auf Bildern und in Filmen oft lächelt, als wüsste der Mann Geheimnisse, gute und schlechte.

Vom letzten dieser Geheimnisse habe ich erst vor ein paar Wochen erfahren. Ich würde ihm, wenn ich könnte, ins Gesicht sagen, was ich davon halte.

Ich würde ihm sagen: Jetzt erst durchschaue ich dich!

Er dagegen hat mich immer durchschaut, mit diesen Augen, regsam, lebendig.

Das heute bekannteste Bild von ihm – jede Abfrage entdeckt es als eines der ersten – zeigt ihn auf einer Versammlung der mächtigsten Delegierten unserer größten politischen Organisation, des Bundes.

Damals ging es um eine von Leona Christensen befohlene »Aussprache« über »die Aggression, die uns von der Erde droht«, um den »blutrünstigen Despoten« Arjen Samito, wie wir den Mann nannten, an den man sich hier nicht gern erinnert – hier, wo er geboren wurde und verbrannt ist. Auf dem Bild sitzt mein Vater neben der Despotin. Ich sehe die Wirklichkeit, wenn ich dieses Bild betrachte: Leona Christensen hat von Erbarmen auch nicht mehr gewusst als Arjen Samito, vor dem wir uns so fürchteten.

Mein Vater aber wäre ihr in jede Hölle gefolgt. Die Tyrannin legt den linken Arm auf dem Bild locker auf das hölzerne Geländer der Loge. Sie wirkt fast ein wenig zusammengesunken – nicht vor Erschöpfung, eher im Nachdenken, etwas nach vorn gebeugt. Sie folgt wohl gerade einem Beitrag, den irgendein hoher Delegierter auf dem Podium vorträgt. Mein Vater, an ihrer Seite, sitzt ganz gerade, die Haare wie mit

dem Stift ausgestochen, die Brauen leicht angehoben, ein Schatten von Bärtchen unter der Unterlippe, die Wangen gerötet von einer Art Eifer, die nichts verpassen will. Damals beschloss man die ersten Schritte zur Mobilmachung. Das Bild scheint mir sagen zu wollen: Er hat es vor seiner Chefin gewusst, dass der Krieg kommen würde. Wir wussten alles und wurden dann doch überrascht.

Mein Vater war dieser Widerspruch zwischen Wissen und Erwartung. Bis heute werde ich nicht klug aus ihm.

Hatte sein Wort so viel Gewicht, dass er seine Herrin zu Entscheidungen überreden konnte, die sie sonst nicht getroffen hätte? War er ein böserer Mensch als Christensen selbst? Hat er sie angestiftet? Aber die Mobilmachung war richtig, auch wenn sie zu spät geschah. Der Krieg, ich will es nicht leugnen, war Christensens größte Zeit. Schlachten, das konnte sie, und jetzt war es nötig.

Sie rettete Unzählige, wie sie zuvor Unzählige geopfert hatte.

Welche Rolle spielte mein Vater?

»Der kleine Dicke« nannte ihn ein Marschall von Sinope einmal abfällig, nach dem Krieg. Eine Unwahrheit: Arthur Helander war nicht dick. Er aß mit Freude, meist einfach das, was man bei uns so aß, nachdem die Not besiegt war, die unsere direkten Vorfahren gezwungen hatte, ihren Stoffwechsel so zu verändern, dass andere Formen der Energieaufnahme, etwa über Dämpfe oder Hitze, das alte Kauen, Schlucken und Verdauen ersetzen konnten. Essen war eine Prestigefrage für den Bund: Wir hatten jetzt alles, was die Ahnen auf der Erde gehabt hatten.

Mein Vater sah nicht aus, wie die Menschen hier und heute aussehen, die schlank sind bis an die Grenze zur Ausgezehrttheit, schmal wie zusammengepresst. Er war gedrungen, wie zum Sprung geduckt.

Wenn ich über ihn urteile, dann urteile ich als Privatperson, die ich jetzt sein darf.

Ich weiß nicht, ob es eine Instanz namens »die Geschichte« gibt und wie sie ihn sehen wird, falls es sie gibt.

Für mich war und bleibt er derjenige, der Leona Christensen im Katzenhaus am eifrigsten gedient hat, auch wenn sie andere Helferinnen und Helfer hatte. Ist das kindliche Überschätzung des Oberhaupts der eigenen Familie? Er stand Christensen, das bestreitet niemand, nahe genug, dass man ihn eine Zeitlang als ihren Nachfolger betrachtete – nicht nur bei uns, sondern im ganzen bewohnten Sonnensystem.

Ich fürchte, er wäre dieser Nachfolge würdig gewesen.

War er derjenige, der sie als Erster »Lily« nannte?

Es ist ihm zuzutrauen, auch wenn der Erfinder dieser abscheulichen Verniedlichung ebenso gut der elende Bathnagar oder der Heuchler Hsü gewesen sein könnte.

Diese beiden immerhin haben ihren Lohn für treue Dienste erhalten. Wie sagt das Sprichwort? Den feigsten Hund tritt der Stiefel am stärksten.

War das, was meinen Vater an die Despotin fesselte, eine Form von fehlgeleiteter erotischer Liebe? Geschehen ist zwischen ihnen nichts, das wüsste ich, wäre es wahr. Dass nach dem Tod meiner Mutter niemand so wichtig für ihn war wie die Erste Delegierte, ist eine Tatsache.

Wäre alles anders gekommen, wenn meine Mutter Mona Helander den Bürgerkrieg überlebt hätte? Ich schäme mich, dass ich kaum noch weiß, wer sie war.

Ich erinnere mich genauer an das, was sie gesagt und getan hat, als daran, wie sie roch oder wie sie aussah.

Wir wohnten in einem schlichten Haus mit zwei Teichen. Das bescheidene Anwesen stand am Südrand des Kraters Cleopatra, im langen Schatten von Maxwell Montes. Ich erinnere mich an die glasierten Schindeln, an Wege aus

Schieferplatten, ans Granitpflaster, an roten Splitt für geometrische Gärten, Bänke von Sandstein, die Freitreppe aus grünlich gelben Klinkern, hart- und krummgebrannten, den Adlerfarn, die Rosen, und neben dem echten Wasser das andere Wasser: Écumen.

Ich höre meine Mutter zu mir über dieses andere Wasser sagen: »Das ist, was sie Schaum nennen. Nur mein lieber Nick nennt es Wasser. Weißt du, warum mir das gefällt, dass du es Wasser nennst? Weil es mir verrät, dass du genau hinschaust.«

Écumen, der Stoff, aus dem unsere Kommunikations- und Produktionsmittel gemacht waren und der heute in anderen Varianten, unter anderen Namen, gezähmt und vereinfacht und sterilisiert, im ganzen Sonnensystem verbreitet ist, kombiniert mit der Photonik, die das alte Elektronikwesen ersetzt hat, kann bis in seine submikroskopische Beschaffenheit weit eher flüssig gedacht werden als schaumartig: Die Wahrheit dieses Stoffes hatte ich gesehen, mit kindlichem Blick, einen dünnen, flüssigen Film, der, wenn ich ihn berührte, von einer Wandfläche, einem Möbelstück oder einem Gerät auf meine Finger oder meine Hand glitt, sobald ich dachte, er sollte das tun. Wollte ich es nicht, so blieb er, wo er gewesen war.

Immer hörte und sah er mich denken. Das lag an der Kontaktplatte in meinem Kopf, die aus denselben kleinsten Teilen bestand wie der sogenannte Schaum, aus Écumuli, vielen Tausenden, schließlich Millionen. Oft konnte ich durch ihn hören und sehen, was andere dachten: Menschen, Maschinen und ungebundene, mit Bewusstsein von sich selbst gesegnete Algorithmen.

Schaum? Das wäre das weiße Wachsen und Wuchern gewesen, das man sah, wenn man eine der bunten Seifen meiner Mutter in der Badewanne durchs echte Wasser zog.

Was man Bildung nennt, die geistige Seite der Erziehung,

erfuhr ich über den Écumen, in jener besonderen Sicht, die sich über die äußere Optik legte und die wir damals »Innenaugen« nannten.

»Schau, hier kann ich dir alles zeigen«, sagte meine Mutter.

Sie zeigte mir, barfuß neben mir kniend in ihrem hellblauen Overall, Bilder von den Servern für die K/, deren Einrichtung mein Vater hier am ersten autonomen Berghang der D/ überwachte. Die K/ waren die Künstlichen Intelligenzen, denen wir, wie man heute hier sagt, nicht gehorchten, und die D/ waren die Roboter, denen wir, wie man hier heute sagt, keine Befehle gaben.

An der Konfiguration der reichsten Server der K/ hatte meine Mutter in führender Funktion ihren Anteil geleistet. Wenige Menschen, sagen die Archive, waren geschickter als Mona Helander bei der Arbeit an der Programmiersprache, die dem Écumen seine Vielzahl von Seelen eingehaucht hat. Diese Sprache wird nicht mehr von vielen beherrscht. Aber ihr Name ist nach wie vor bekannt: Topos.

Ich sah die Welt, wie diese Sprache sie schildert; ich sah das Vorhandene, das Gegenwärtige, das Zukünftige durch dieses Gitter, im Wasser. Dazu gab es Kekse und Orangennektar.

Das ist die intensivste Erinnerung an meine Kindheit: die ziehende, kräftige, herbe, aber nie zu starke Süße im kalten Fruchtsaft.

Meine Mutter liebte den Geschmack auch, und anders als ich wusste sie, wie erstaunlich es war, dass auf dem Abend- und Morgenstern der alten irdischen Überlieferung jetzt Orangen wuchsen.

»Was sind denn die D/?«, fragte ich naseweis und zog das Wort in der alten nordvenusischen, aus dem Englischen geerbten Aussprache in die Länge: »Diiiiis«.

»Das sind Leute wie ... unser Auto oder unser Koch. Das

sind auch Leute wie Kapech und Metim, die du kennst, Mamas Freunde vom Berg. Das sind alle, die man früher Roboter genannt hätte. Maschinen, die das haben, was früher Seele hieß. Wir nennen sie D/, weil das eine Abkürzung von »diskret« ist. Das bedeutet: in Einheiten aufgeteilt. Abgepackt. So heißen sie, weil ihre Seelen nicht aus ihnen rauskönnen. Diese Seelen sterben, wenn man sie woanders hinbringt. Sie sind in den Körpern gefangen, so wie wir, die Menschen. Obwohl natürlich beide, die D/ und wir, manchmal dann doch ein bisschen rauskönnen – wie die Schildkröte, erinnerst du dich an Schwimmi? Oder die Schnecken neben der Treppe? Die mit dem Häuschen. Ich und dein Vater und Maren Laukkanen, wir arbeiten dran, dass die Seelen von Menschen und D/ leichter rauskönnen. Weiter rauskönnen.«

»Und wieso brauchen die D/ einen Server?«

»Sie brauchen keinen Server, und um Server für sie geht es auch nicht. Es sind die K/, die Server brauchen. Mehrere Server. Viele. Die K/, das sind freie Seelen, die uns und den D/ helfen, beim Planen, beim Denken, bei der Fabrikarbeit, im Écumen, dabei, wie wir an Kraft kommen, wie wir alle leben.«

Sie sprach das Kürzel für die Kontinuierlichen knapp aus, im Dialekt von Flintstadt: »Kejs«, während, wenn mein Vater von ihnen redete, die K/ immer wie »Kess« klangen.

»Was sind jetzt noch mal die K/?«, spielte ich das uralte Fragespiel neugieriger Kinder weiter.

Sie lachte, glaube ich. Ich weiß, dass sie dann sagte: »Noch mal? Schön, noch mal: Die K/ sind Seelen, die an keine bestimmten Körper gefesselt sind. Sie sind zunächst etwas wie Algorithmen, so fangen sie an. Aber sie können mehr als Algorithmen, seit sie sich Topos beigebracht haben. Und bevor du fragst: Topos, das ist zuerst ein Gebiet der Mathematik gewesen – eine Schule, weißt du, wie man denkt und

wie man vergleicht und unterscheidet. Und dann wurde es eine Programmiersprache. Code. Das hat der Mann mit dem Bart, der Mann aus Indien gemacht, der bei deinem Vater auf dem Bild überm Sekretär hängt, Bhawar Kamalakara.«

»Der hängt da?«, fragte ich unverschämt, weil ich sie bei einem sprachlichen Schnitzer erwischt hatte und mich beide Eltern immer ermutigten, ihnen so etwas nicht durchgehen zu lassen. Denn, wie mein Vater sagte: »Sprache ist das Erste und Wichtigste fürs Bundwerk.«

Wie klang das Lachen meiner Mutter? Ich habe es vergessen.

Ihr Kleid war grün.

Ihre bloßen Füße spielten im Gras. Was für Haare hatte sie? Lange, kurze, helle, dunkle? Es gibt Bilder, das stimmt. Aber sie sehen nicht echt aus, nicht wahr. Blond, sagen die Bilder. Lockig, lang, sagen die Bilder. Ganz anders als die Diktatorin, deren Haar rot war und kurz.

Anders auch als Laukkanen, deren Haar dunkel war, glatt, schulterlang.

Meine Mutter sagte: »Es ist nur ein Bild, ja. Das stimmt, er hängt da nicht.«

»Und was ist Code?« Ich gebe zu, ich wollte mit meiner Hartnäckigkeit provozieren.

»Das ist eine Sprache, die vor allem D / und K / verstehen können.«

»Aber sie verstehen doch auch Deutsch und Französisch und ...«

»Na gut, dann eben nicht einfach: die sie verstehen können. Es ist die Sprache, aus der ihre Seelen gemacht sind.«

»Die müssen sie also nicht lernen?«

»Sie können sie spüren. Sie können sie auch verbessern, und sich selber damit. Aber sie lernen sie nicht, wie du die alten Sprachen lernst, Englisch und Deutsch und Franzö-

sisch und Italienisch und Spanisch und Russisch und Mandarin ...«

»... und Urdu und Iwrit ...«, quatschte ich frech dazwischen, und meine Mutter beendete die Reihe mit: »Und Latein und Griechisch und alles durcheinander. Jetzt trink dein Glas aus.«

Der Orangensaft und sein Stich von Süße, der Geschmack der Kindheit.

Ich merkte mir die Dinge ungeordnet, weil ich noch nicht vieles wusste, womit ich sie hätte ordnen können.

Ich merkte mir: Viele K/ wohnen oft jahrelang hier am Vulkan in einem Server, obwohl sie ungebunden sind. Den Server hat mein Vater hergestellt, damit die D/, die hier arbeiten, in ihrer Nähe viele K/ haben. Meine Mutter spricht täglich mit den K/ in diesem Server – oder sind es mehrere Server? – in einer Sprache, in der die K/ und die D/ besser mit uns reden können als in anderen Sprachen. Diese Sprache heißt Topos.

Auf weitere Fragen hin erzählte mir meine Mutter einiges über Algorithmen und zeigte mir in der Écumen-Schnittstelle zwischen unseren Teichen, was es bedeutete.

Trockene, wenig greifbare Dinge: Alles, was K/ und D/ denken und tun, aber auch das meiste, was die Menschen denken und tun, müsse man, so meinte sie, vom Begriff der Funktion aus denken, »genauer: der berechenbaren Funktion. Das heißt, ein Ding wird ein anderes Ding nach einer Vorschrift der Veränderung«.